

Zwei Weihnachten.

Von Hedwig Erlin.

(Nachdruck verboten.)

„Mama, sieh einmal die hübschen, weißen Flocken, wie sie in der Luft tanzen, jetzt legen sie sich auch ans Fenster. Ach die niedlichen kleinen Sterne!“

Aus der Mitte des eleganten Zimmers, vom Sopha her, antwortete nur ein tiefer Seufzer. Das hübsche, etwa fünfjährige kleine Mädchen, das am Fenster saß und sein Köpfchen an die Scheiben drückte, während ein Paar große, dunkle Augen auf die Straße hinaus blickten, wandte sich darauf schnell um und eilte zur Mama hin, einer noch sehr jungen, mehr grazios lieblichen, als auffallend schönen Dame, die am Tisch auf dem Sopha saß und den Kopf gesenkt hatte.

Das Kind legte schmachtend seine Arme um der Mutter Hals und sagte:

„Mama, bist Du auch so traurig?“ Die junge Frau hob den Kopf: „Auch so traurig,“ weberholte sie tragend, „bist Du denn traurig, Ina?“ „Ich würde lulliger sein, wenn wie zu Hause wären,“ antwortete die Kleine und setzte sich auf der Mutter Schoß.

„Also Dir gefällt es nicht in Deutschland, mein Lieb-ling?“ fragte Frau Giovanni, die dunklen Locken der Kleinen streichelnd.

„Nein, Mama, hier ist es kalt — und dann —“ „Nein und dann?“

„Sag, Mama, kommt hier gar nicht der schöne Tag, an dem man soviel Süßigkeiten essen kann, wie man will, und wo wir immer zusammen zur Kirche gingen und ich nachher Geschenke erhielt?“

„Ach Du meinst Weihnachten,“ kam es gepreßt von den Lippen der jungen Dame. „Das feiert man hier viel schöner als wie bei uns in Italien. Hier zündet das Christkind an einem schönen, grünen Baume viele Lichter an, dann kommen die Engel und bringen artigen Kindern lauter schöne Sachen.“

Mit großen, verständnißsuchenden Augen sah Ina ihre Mama an, dann sagte sie endlich gedankenlos:

„Wie schön! Werden wir das alles auch so haben? Worn ist Weihnachten?“

Eine Thräne glänzte in den blauen Augen Frau Giovanni's und während sie einen Kuß auf den lockigen Scheitel der Kleinen drückte, sagte sie:

„Dein, mein Liebling, ist Weihnachten.“ Enttäuscht sah sich Ina im Zimmer um. „Aber ich sehe keine Engel, kein Christkind, keinen Baum mit Lichtern.“ Frau Giovanni nahm Ina vom Schoß und erhob sich.

„Das Christkind kommt nicht mehr zu uns, mein Herz, wir sind ihm zu einsam und allein.“

Die Kleine wurde weinerlich. „So laß uns nach Hause gehen. Wo ist Papa? Du sagst immer, er sei dort oben im Himmel, kommt er nicht wieder?“

„Nein, niemals, Ina, er ist bei den Engeln.“

„So wird er mir gewiß auch welche schicken,“ beharrte das Kind.

Nachdenkend war Frau Giovanni im Zimmer auf- und abgegangen. Dann drückte sie auf den Knopf einer Klingel. Bald darauf erschien die alte Haushälterin, Frau Giovanni gab ihr die Befehle, ein halbes Stündchen bei dem Kinde zu verweilen, da sie einen nöthigen Weg nach der Stadt habe, um einiges einzukaufen!

„Mama, Du willst mich nicht mitnehmen,“ kam es vorkurisch von Ina's Lippen.

„Nein, mein Kind, es würde jetzt draußen zu kalt für Dich sein, da Du das Klima hier noch nicht gewohnt bist. Aber ich bestelle Dir vielleicht das Christkindchen.“

Nachdem die junge Frau einen warmen Besamantel umgeworfen hatte, ging sie endlich hinaus. Sie wollte Ina doch noch einige Weihnachtsgeschenke kaufen, ihr vielleicht auch einen Baum anspitzen. Die arme Kleine sollte nicht noch mehr unter der Traurigkeit ihrer Mutter zu leiden haben. Das Kind hatte ja kein Verständnis dafür, daß man sich am Weihnachtsabend nicht freuen kann, wenn man mit einem wunden Herzen, einsam und allein, ohne Heimath, ohne Verwandte die Christkindchen verleben muß.

Der Gatte der Frau Giovanni war vor einem Jahre gestorben. Bis dahin hatte die kleine Familie in Italien gewohnt, da es der Gemalht so wollte, denn er war Italiener.

Die Heirath der jungen Deutschen mit dem reichen ausländischen Fabrikbesitzer, war aber nur eine Conventen- heirath gewesen, denn Elsa, so nannte sich Frau Giovanni, hatte früher einmal einen andern jungen Mann geliebt. Doch allerhand böse Jungen von Venen, die die Verbindung nicht wünschig, hatten es durch verdächtiges Gerüde soweit gebracht, die Liebenden zu entzweien. Aus Groll und Ver- bitterung hatte Elsa bald darauf ihr Jawort den um sie

werbenden Italiener Giovanni gegeben. Er war nun wie gesagt vor einem Jahre gestorben, und da Elsa nach sechs- jähriger Abwesenheit von der Heimath Sehnsucht nach dahin empfand, kehrte sie mit ihrem Kinde nach Deutsch- land zurück.

Doch fast die meisten von ihren früheren Bekannten waren hinweggezogen, oder gestorben, oder sie war ihnen eine Fremde geworden in den Jahren ihrer Trennung. Und Verwandte besah Elsa längst nicht mehr.

So war endlich der Weihnachtsabend herangekommen für sie trauriger als je zuvor.

Eben wollte Elsa die schwere Hausthür öffnen, um auf die Straße hinauszutreten, als die Thür auch schon häufig von außen aufgemacht wurde.

Ein hübsches, frisches, junges Mädchen trat ein. Seine Wangen glühten von der scharfen Dezemberluft und die blauen Augen leuchteten wie Sonnenscheitel. Die Angestellte betrachtete einige Augenblicke prüfend Elsa, dann zog es wie ein freudiges Erkennen über ihre Züge und mit einem Jubelschrei fiel sie endlich der etwas er- staunt zurücktretenden jungen Frau um den Hals.

„Elsa, liebe Elsa, tenst Du mich denn gar nicht mehr? O, ich erkannte Dich auf den ersten Blick, nur etwas traurig siehst Du aus!“

„Margarethe — Du! — Wie wandelst Du mich?“ fragte noch immer sehr betroffen Frau Giovanni, als sie die einfüge Jugendgelehrte erkannte.

„Ja hörte, daß Du nach hier zurückgekehrt seiest und da suchte ich Dich auf, bis ich Dich hatte.“

Das junge Mädchen entwickelte eine solche herzliche Freude über das Wiedersehen, daß auch Elsa davon angeleitet wurde. Sie führte also Margarethe mit sich in das Wohnzimmer zurück, wo sie sie ihrem Kinde vor- stellte. Dann plauderten die Wiedergefundenen lebhaft über ihre gegenseitigen Erlebnisse während der Tren- nungszeit.

Margarethe war die Aelteste der fünf Kinder des Rechts- anwalts Gerland. Früher verkehrten Gerland's immer sehr viel mit den Eltern Elsas, also auch indirekt.

Troßdem war aber Elsa auf einen solchen lebens- würdigen Empfang von Gretchen Gerland nach der jahre- langen Trennung nicht gefaßt gewesen. Hauptsächlich, da Gerland's auch zu denen zählten, die einstmals mit dazu beigetragen hatte, die Heirath Elsas mit dem Mann ihrer Liebe zu verhindern.

Bereits eine ganze Stunde hatte sich Gretchen nun schon bei Frau Giovanni aufgehalten. Da schlug die Uhr sechs. Erstickt brach Margarethe ihre Rede ab und erhob sich.

„Schon sechs Uhr! Gott, da muß ich aber eilen, der Baum ist noch nicht fertig angeputzt, und die Kinder sind kaum noch zu beruhigen.“

„So hab' Ihr einen Weihnachtsbaum, Tante?“ fragte Ina vertraulich, sich an die junge Dame schmiegend und sehnsüchtig zu ihr aufblickend.

Margarethe, die von der seltsamen Schönheit der Kleinen ganz begeistert war, bange sich zu ihr nieder und indem sie ihr einige Zundern aus einer großen Dose gab, küßte sie ihr zu:

„Bitte recht schön Deine Mama, daß sie mit Dir heute Abend zu uns kommt; ich habe es ihr schon oft gesagt, aber sie mag nicht.“

Wüde, traurig schüttelte Elsa den Kopf. „Dankle mich nicht mehr, Margarethe, das sie laßt. „Ach — ich kann — heute nicht bei Euch sein. Abst Du denn nicht, was ich empfinden müßte?“

Wie ein Verständnis kam es über Gretchen; auf die Freundin zurend, sagte sie leise:

„Sei ruhig, Elsa, Erwin — mein Vetter, ist dies Weihnachten nicht zu uns gekommen. Er schrieb ab, da er keine Zeit zum Reiten hätte.“

Elsa suchte zusammen und wandte sich um. „Die Zeiten sind ja auch längst vorüber,“ sagte sie endlich gepreßt.

„Mama,“ schmiedete jetzt die Stimme Ina's, „muß wahr, mir gehen doch.“

„Elsa, willst Du denn wenigstens dem lieben Geschöpf, das Dich bittet, die kleine Freude machen, zu uns zu kommen?“ schaltete Margarethe ein.

Elsa war bewegungen. „Gut denn — ich werde sehen — vielleicht kommen wie,“ sagte sie endlich, dem Drängen nachgebend.

Erreut reichte ihr Gretchen beide Hände. „Also sicher, Liebe! Punkt 1/3 Uhr müßt Ihr aber da sein. Lebt wohl denn jetzt sehr, auf Wiedersehen!“

Margarethe entfernte sich zurück. Draußen glitzerte wie Diamanten der Schnee am Boden, und tanzend fielen weiße Flocken vom Himmel. Einzelne Fenster der Häuser strahlten bereits im hellen Weihnachtsglanz, und „Tille Nacht, heilige Nacht“ etc. tönte es von freude- bebenden Kinderlippen. Dazwischen läuteten vom Dom die Festesglocken.

Gretchen war zu Hause angekommen und hatte sich so- gleich an das Anputzen des Baumes begeben. Die Kinder wurden wirklich schon zu ungeduldig.

„Gretchen!“ rief der bide Fritz und schlug an die festverschlossene Thür des Weihnachtszimmers. „Gretchen, seit Ihr bald fertig? Vergeß auch nicht Großvaters Pelz umzutun, wenn Du als Weihnachtsmann zu uns kommst.“

„Fut, Fritz,“ sagte Elsa, „wenn das die Engel hören, die jetzt im Zimmer sind, so bekommt Du nichts.“

„Doch,“ meinte der kleine Karl, „eine Nuß, oder ein Apfel füllte ich den Baum.“

„Ach wie glücklich bin ich, wie freue ich mich!“ rief Illi, ein niedlicher Bäcklein und nahm lachend ihre Geschwister in die Arme.

Nur noch wenige Minuten, dann wurden die hohen Flügeltüren geöffnet, und jubelnd stürzten die Kinder in das Zimmer, ohne anfangs die vornehme, bleiche Dame an der Thür zu bemerken, und das fremd aussehende kleine Mädchen, das sprachlos vor Erstaunen, demum ernd seine großen, schwarzen Augen nicht von dem strahlenden Weihnachtsbaum wegwenden konnte.

„Mama,“ küßte endlich Ina, „ich küßte es, hier waren gewiß die Engel im Zimmer und haben alles so schön gemacht. Aber zu uns kommen sie nicht.“

Eine Thräne glänzte in Elsa's Augen. Sie dachte an früher.

Ina wurde bald von den übrigen Kindern mit in das Spiel gezogen, woran sie sich auch mit der ganzen Leb- haftigkeit ihres Temperaments beteiligte.

Illi, der Bäcklein, hatte sich mit einem Teller voll Süßigkeiten und einem neuerhaltenen Würde in irgend eine Ecke zurückgezogen.

Frau und Herr Gerland, nebst Gretchen und Elsa be- gannen sich jetzt in das Nebenzimmer, um bei einem Gläschen Punsch noch gemütlich bestimmen zu sein.

Gerlands waren äußerst zuvorkommend und lebens- würdig zu der reichen Frau Giovanni. Fanden sie hoch, daß Elsa in den sechs Jahren, wo sie sie nicht gesehen hatten, nur noch reizender geworden war. Es war wirt- lich schade, daß sich die Weiden damals nicht heirathen konnten, Erwin und Elsa. Aber was half's? Er war ein junger Offizier und brauchte viel Geld, sie aber war arm und hätte kaum die nöthigen Mittel zur Aussteuer gehabt. Ja, jetzt freilich war das anders.

Plötzlich hörte man draußen ein Schreien vorfahren, bald darauf ertönten in Vorlaal feste Tritte, dann war es, als schüttelte jemand den Schnee von den Stieflern. Jetzt wurde sichtlich die Thür aufgemacht, ein junger, eleganter Premier-Lieutenant stand auf der Schwelle und rief mit wohlthönder, freudiger Stimme:

„Grüß Euch Gott! Die heiligste Weihnacht!“

Gerlands sprangen überaus auf:

„Erwin — Du hier! Wir dachten doch Du kämest dies Weihnachten nicht.“

„Ach was, ich machte es eben möglich los zu kommen, denn das Weihnachtsfest ganz allein zu verleben, das ist doch allzu traurig.“

„Ach wie schön, daß Du nun da bist,“ riefen Gerlands erfreut dazwischen.

Plötzlich fielen des Angeworbenen Blicke auf Elsa, die totenbleich geworden war. Nur ein kurzes Zucken, dann erkannte er sie. Erwin griff sich an die Stirn, als wollte er ein Traumbild begreifen.

Er ging einige Schritte auf die junge Dame zu — doch plötzlich, als bekäme er sich, blieb er stehen und machte eine feste, förmliche Verbeugung, denn im Augen- blick, als er freudig auf die einfüge Geliebte, die er immer noch anbetete, zuellen wollte, waren ihm wieder alle böse Worte eingefallen, die man ihm damals zugerufen hatte. Nein, wenn es wahr war, dasjenige, um die er sehr Leben hätte lassen können, ihn absichtlich verschmäht hatte, nur um einen Geldprohen zu heirathen, so war sie die Achtung eines Ehremannes nicht werth.

Natürlich wurde die Unterhaltung nur ziemlich ge- zwungen geführt, und das berührte allgemein peinlich, so daß sich Frau Giovanni bereits empfehlen wollte. Doch das freundliche Zureden Gerlands hielt sie immer wieder zurück.

Endlich fand der Rechtsanwolt einmal Gelegenheit, seinen Neffen aufzufordern, mit ihm hinauszukommen. Als sie beide draußen allein waren, machte Gerland Erwin in künftigen Worten eine kleine Aufklärung über das, was man ihm einstmals von Elsa in die Ohren geflüstert hatte. Alles seien nur Mißverständnisse, Unwahrschein- liches gewesen, die absichtlich herbeigeführt worden wären, um die Verbindung zu verhindern.

„Ich bedauere in der That jetzt unendlich,“ sagte Ger- land achselzuckend, — „aber, mein Gott, Du konntest sie ja damals auch nicht getrahen. Wovon denn, Ihr hattet beide so viel wie nichts. Ich muß aber gestehen, Frau Giovanni ist ein entzückendes Weib und wohl die Liebe eines edlen Mannes würdig.“

Erwin war die Brust zum Zerpringen voll. „So war mir Elsa nicht untreu, sie war unschuldig an unserer Trennung,“ stöhnte er auf.

„Vollständig, Erwin. Sie hat um Dich getrauert.“

Bis heute, wo sie frei von den Ketten einer unlesbaren Ehe, an der Seite eines hübschen Kindes, Deiner immer noch in alter Liebe denkt.

Nun war es genug. Mehr zu hören war Erwin nicht imstande. Er stürzte in das Weihnachtszimmer, in dem die Aelster gelächelt waren und das auch die Kinder verlassen hatten. Dort sank er nieder, presste die Hände gegen die glühenden Augen — und weinte. Es waren Freudenstränen.

„Elsa,“ heulte es von seinen Lippen, „theure Elsa, ich achte es ja, Du konntest nicht falsch sein, Deine Augen logen damals nicht, als Deine Worte mir ewige Liebe schenken.“

Da legte sich eine weiße Hand auf seine Schulter und eine sanfte Stimme sagte:

„Nein, mein Erwin, sie haben Dich nicht belogen.“

Der junge Mann mochte nicht aufblicken um das liebe Gesicht seiner Phantasie nicht zu verschonen. Da klang es wieder in seine Ohren, so schmerzlich und doch so süß:

„Ich gehe jetzt, Erwin, weit weg von hier. Du siehst mich niemals wieder. Lebe denn wohl auf ewig, wie Dir meine Liebe ewig gehört.“

Da sank Erwin in die Knie vor dem Weibe, das er anbetete, das er liebte, um das er jahrelang gelitten hatte, das er für verloren betrauert hatte und das, nun kaum gefunden, wieder entziehen wollte.

„Nein, geh' nicht wieder, Elsa,“ flüsterte er, „Du sollst, Du darfst es nicht thun; ich lasse Dich nicht! Weibe bei mir, oder nimm mich mit. Werfste mich jetzt nicht, Elsa. Beweise, daß Du mich noch ebenso liebst als wie damals und sei die Meine.“

Elsa's Züge nahmen einen unbeschreiblich seltsamen Ausdruck an, ihre blauen Augen blickten auf und die Hände faltend, hauchte sie:

„Gott, ich danke Dir für dieses Weihnachten.“ Dann lag sie in des Geliebten Armen.

Im Nebenzimmer aber sangen helle, klare Kinderstimmen, darunter auch Ana mit gebrochener, zagenen Lauten das schöne Lied:

„Du frühlich, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

II.

Es hatte den ganzen Nachmittag über geschneit. Nun dämmerte es bereits, und noch immer fielen einige weiße, kalte Flocken lautlos auf den höchsten von dem Fische empor nach Futter suchenden Vogels entweihten Schneepfennich der Furen und Felder. Kein Lüftchen regte sich, kein Laut hörte den stillen Tobekraut der bleichen, kalten Natur. Da zeigte sich am Himmel ein heller Streifen, er wurde deutlicher, und endlich trat hell und klar der Mond aus den Wolken. In sanften Strahlen goß er sein magisches, bleiches Licht über die Felder, so daß ihre weichen, einödnigen Flächen aufleuchteten, wie ein Schimmer unzähliger Diamanten und vom klaren Dezemberhimmel funkelten in erhabener Höhe die Sterne. Es war als ginge ein märchenhaftes Singen und Klängen durch die Luft, und wie ein Nebelgebilde schwebte es langsam über die Furen. Das war der Traumgott. Der heiße Odem seines Mundes bildete in der kalten Winterluft allerlei jagendhafte Gestalten und Figuren, die den Menschen, der es wagte auf den Schneefuren der Natur in den Schlaf zu versinken, wie Schemen umgaulen, ihm mit beruhender Stimme die schönsten Märchen vortrug, um ihn dann mit leiser Todesstille in den ewigen Schlummer zu singen.

Ein Windzug fuhr durch die Bäume, die die ungewohnte Last, die auf ihren Zweigen lag, unruhig abschütteln versuchten. Ein Raue krächzte nach Futter, dann war wieder alles still.

Jetzt war es, als nähten Schritte. Ein Wanderer kam auf der einsamen Landstraße einher. Der Schnee knirschte unter seinen festen, schnellen Tritten. Des Fremden Anzug war nicht nur vernachlässigt, sondern geradezu abgerissen; nur ein dünner Sommermantel umhüllte die mageren, vor Frost zitternde Gestalt des jungen Mannes, und die fast erstarren Hände vermochten es kaum noch den Stod fest über die Schulter zu halten, an dem ein kleines rothes Bündelchen hing. Das Gesicht, das durch einen großen, grauen Fellschlapphut halb verdeckt war, offenbarte jedoch so überaus seine Züge, solch edle Linien, wie man sie wohl bei diesem Wanderer, der eher ein Bettler zu sein schien, nicht vermuthet hätte. Tief aufsehend blieb der junge Mann jetzt stehen, legte die Hand vor die Augen und blickte spähend in die Ferne. Dort — richtig, da tauchten ja schon die weißen Dächer des Dorfes im unbestimmten Dunste auf. Vichter schimmernden, und Hundebell ließ sich hören. Nun konnte die Heimath nicht weit sein, also noch einmal vorwärts!

Der Fremde schritt rüstig weiter. Nur ab und zu drückte er ein buntes Tuch an seine auffallend schönen, dunklen Augen, weil sie ihm schmerzten. Einen ganzen Tag war er schon gewandert in grimmigster Kälte, hatte weiter nichts erblickt als weite unbeschreibliche Schneefelder, ja kaum zum lärglichen Maß hatte er sich Zeit gelassen, nur um noch vor Eintritt der Dunkelheit das Dorf zu erreichen, um am Weihnachtsabend zu Hause, bei seinem geliebten Mütterchen zu sein.

Drei volle Jahre war er nun schon fort von der Heimath, drei Jahre hatte er seine Mutter nicht gesehen, aber dieses Weihnachten wollte er dabem verleben. Freilich hatte das Geld nicht sonet gelangt, um in wenigen Stunden mit einem Wagen die Heimath zu erreichen. Doch

was half's? Er war jung, er würde auch zu Fuß noch rechtzeitig hingelangen. Nun und wo die Kräfte nicht anbreiten, da trieb die Liebe und Sehnsucht ihn vorwärts. Des Wanderers Knie begannen zu zittern und wie ein Schüttelfrost lief es durch seine Glieder. Wie die Schneeflocken blendeten, und wie die dichter und dichter herniederfallenden Flocken vor seinen Augen tanzten! Ihm schwebelte; es war als legte sich die tiefe Stille der Landchaft beängstigend und schwer auf ihn, er athmete mühsam, trotzdem veruchte er seinen Gang noch zu beschleunigen, um möglichst bald sein Heimathsdorf zu erreichen.

Was würde wohl die Mutter sagen, wenn der fast verloren geglaubte Sohn plötzlich an die Fensterstube pochte: „Mach' auf Mütterchen, ich bin draußen, der Alfred!“ Wie würde sie anfangs der Stimme nicht trauen wollen, doch dann —? Auch einen Weihnachtsbaum wollte er ihnen ansetzen, der Mutter und Maria, seiner schönen Pflegeschwester. Ach, Maria, was würde sie wohl sagen, ob sie ihn noch lieb hatte? Ob sie wohl wieder braunen Kuchen backen würde, mit einem K und einem Herz in jeder darauf gestreut? Und — Gott, wie hämmerte das Blut entsetzlich an die Schläfen! Alfred presste die festgewordenen Hände dagegen. Dann sah er wieder spähend in die Ferne. Nichts, es konnte nicht mehr weiter sein, als eine halbe Stunde, doch noch den Abgang hinunter und dann war er zu Hause. „Mutter, Maria, o selige Weihnachtszeit!“ Gewiß folgten glücklichen Christabend würde er noch niemals verleben haben.

Was war das? Hatten sich die Schneeflocken in lauter blaue, lanzende Funken verwandelt? Wie schwer, wie müde wurden seine Glieder, vielleicht schwächte ihn der Hunger so. Hältig zog der junge Mann eine trodne Brodrinde aus der Tasche und versuchte sie; doch nein, Hunger konnte es nicht sein, der seine Kräfte erlagern ließ, denn er verpirte ihn nicht. Nur Sehnsucht, Sehnsucht nach zu Hause. O wie wollte er dabem im warmen Säusen am Ofen faulen, und die Mutter würde ihm, wie sonst immer, die Wangen streicheln und ihm einen warmen Noth umhängen.

„Ach wäre das Dorf doch nicht mehr so weit, könnte ich doch schneller vorwärts kommen,“ seufzte der Wanderer verzweifelt, als er sählte, wie er mehr und mehr ermattete. Und nirgends war eine Hütte, nirgends eine Ruhestätte, oder ein menschliches Wesen. Schweigen ringsum, Todes-schweigen der Natur.

„Gott, wenn ich nicht weiter könnte, wenn ich die Christnacht im freien Felde, im Schneefurm bleiben müßte!“ dachte der junge Mann, und seine Sinne drohten sich bei dieser schrecklichen Vorstellung beinahe zu verieren.

Plötzlich war es ihm, als höre er Glockenläuten, erst wie aus weiter Ferne, dann kam es näher und näher, bis es ihm endlich draußen in die Ohren tönte. Das war gewiß das Festglocken vom Dorfe her. Na da konnte die Heimath ja nicht mehr weit entfernt sein, da erreichte er sie sicher noch vor Nacht. Vielleicht auch dann noch, wenn er zuvor erst ein wenig ruhte? Gar nicht lange, nur einen Augenblick, neu gekräftigt ging ja nachher noch einmal so schnell.

Der Fremde ließ sich in den weichen, kalten Schnee nieder und harzte in die vor seinen Augen wie unzählige Sterne tanzen den weißen Flocken; dann blendeten sie ihn und schwer senkten sich seine Lider. Da wurde es Nacht. Ein eisiger Wind hatte sich aufgemaht und durch sein Heulen und Pfeifen tönte den ruhenden Wanderer deutlicher und immer näher das Glockenläuten aus seiner Heimath.

Da sah er die erhellten Fenster des Dorfes leuchten, erblickte seine eigene theure Heimathsküste. Wie sauber und festlich das kleine Häuschen ausah; Alfred wollte durch die Fensterstube in die Stube blicken. Ob Maria und Mutter wohl einen Weihnachtsbaum hatten?

Ein Windstoß riß den träumenden Wanderer den Mantel von den Schultern, mühsam öffnete Alfred die Augen. Es war dunkel um ihn her, nur wie der Schnee auf ihn niederfiel, sählte er. Dann war er wieder zu Hause. Er sah seine Mutter, wie sie im ledernen Lehnstuhl am Ofen saß, er sah Maria, die ein Weihnachtsbäumchen schmückte. Wie schön war doch das Mädchen geworden in den drei Jahren wo er es nicht gesehen hatte, ganz so hatte er sich Maria immer vorgestellt. Der Sturm heulte laut, wiebelsd mächtige Schneemassen aufstrebend, und die Luft wurde kälter und schneidender, doch der, in der Christnacht im selde ruhende Wanderer empfand nichts von alledem. Er sah seiner Mutter in die tiefen treuen Augen, küßte ihr die zanzeligen Hände und er zündete am Weihnachtsbaum glückselig lächelnd die Lichter an. Wie die Flämmchen aufstoberten, um dann wieder kleiner zu werden. Ein süßer Duft nach angebrannten Tannenzweigen verbreitete sich im Zimmer. „Maria ich habe für Dich kein Geschenk,“ flüsterte Alfred. „Doch,“ antwortete sie mit leiserer Stimme, „doch, Dich selbst.“ Dann fühlte er nur noch, wie er die Hand in seinen Armen hielt, wie sich glühend seine Lippen auf die ihren presste. Da sagte die Mutter: „Wir wollen ein Weihnachtsspiel singen.“ Bald darauf tönte es voll und klar durch den Raum, in dem es dunkler und dunkler wurde, denn die Kerzen am Baum brannten herab: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Der Gesang wurde leiser und leiser, bald klang er nah, bald weiter, dann hallte es nur noch wie aus unbekanntem Ferne: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Knirschend ertönte das letzte Licht am Weihnachtsbaume, es wurde finster — die Christnacht war zu Ende, und der Todesraum des einsamen Wanderers, den nicht die heißeste Liebe, nicht die brennendste Sehnsucht zur Heimath zurückführen konnten, war beendet. Die Schemen des Traumgottes wichen von seiner Stirn, vom Fuß des Todes vertriebe

Dichter und dichter fielen die weißen Flocken hernieder und hüllten lautlos, mitleidig den Ersarrten ein. Die Glocken im Dorfe schwebten, heller glänzten die Fenster, denn die Weihnachtsbäume brannten. Doch draußen schienen lieblich des Mondes bleiche, sanfte Strahlen auf das noch bleichere Antlitz eines Menschen, der auch sein Weihnachten hatte. So suchte mancher Sohn vergeblich seine Mutter. —

Ohne Falsch wie die Tauben.

Schau das Täublein, wie es zierlich Dir am Fuß vorüberkriecht! Und so reinlich und manierlich Durch den Schmutz der Gasse schlüpft: So, mein Kind, laß deine Seele Ohne Falsch und ohne Fehle Fleckenlos und fädelrein Hier im Staub der Erde sein.

Schau das Taubenpaar, wie niedlich Auf dem Sims es sitzt und nickt; Und so freundlich und so friedlich Seine Gefährtendörlein nickt: Also, der Lieb und Haffin, Still verträglich laßt gelassen, Einem Taubendörlein gleich, Liebe Kindlein, liebet euch!

Schau das Täublein, wie's nach oben Raufchend nun die Fingel hebt, Und ins Himmelblau erheben Schimmernd uns zu Häupten schwebt: Selig wen vom Erdenstaube Leicht und freudig wie die Taube Himmeln des Glaubens Flug Auf der Nacht Jüttig trug.

Geist vor oben, reine Taube, Die sich sanft vom Himmel sent, Mit des Weltzweigs grünem Bande Fromme Seelen gern besent: Laß auf säuselndem Gefieder Auch zu mir dich gnädig nieder, Daß mein Herz vom Argen frei, Ohne Falsch wie Tauben sei!

Räthselstele *)

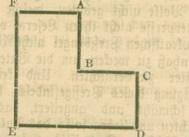
Räthel.

Wie kann man in Frankreich aus sechs (six) und drei (trois) acht (huit) machen?

Von den untenstehenden Punkten, bei welchen man auf jeder Seite zwölf zählt, sollen vier wegenommen werden, die anderen aber soll man so legen, daß man ebenfalls wieder zwölf zählen kann.

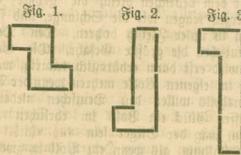
Die vererbte Weie.

Ein Vater hinterließ seinen vier Söhnen eine Weie von folgender Gestalt:



Im Testament bestimmte er, daß erstens die Weie in vier gleiche Theile geteilt werden und jeder Sohn einen Theil erhalten, zweitens aber auch jeder Theil dieselbe Gestalt wie die ganze Weie haben (also ihr Inhalt) sollte. Das Testament des Vaters kam zur Ausführung. Wie vertrieben die Söhne, um seinen letzten Willen zu empfinden.

Welcher Dichtername läßt sich durch Nichts, 6 und 500 darstellen?



Ans drei Papptücken nach Form der 1. Figur und aus je einem solchen der 2. und 3. Figur soll ein Kreuz zusammengesetzt werden.

Die Aufösungen folgen in nächster Sonntagsnummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichen Wege richtige Lösungen einleiden, werden dann auch veröffentlicht.

*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fißler.

